



**Ein halbes
Jahr –
ein anderer Mensch**



Überreicht von der Stadt
Bad Mergentheim

Der Bürgermeister

W o r t u n d B i l d v o m A r b e i t s d i e n s t

**Ein halbes Jahr —
ein anderer Mensch**

Ein Erlebnis in Bildern

von

R u d o l f V a t e r

16.—20. Tausend

Verlag Deutscher Arbeitsdienst, Berlin SW 11

D r u c k : V e r l a g s d r u c k e r e i H o l z i n g e r & C o . , S t u t t g a r t

Zum Geleit!

Das sind unsere schönsten Stunden, wenn wir bei unseren Arbeitsmännern sind. Wenn früh die Hakenkreuzfahne emporsteigt am Fahnenmast und alle Augen sie im Gruß begleiten, dann denken wir an die Vergangenheit, da keine Fahne der Einheit und Größe sichtbar über uns flatterte. Wo wir jungen Pioniere des Reichsarbeitsdienstes in leeren Fabriken, alten Ställen oder sonstwo hausten, jeder in seiner abgetragenen Kluft, jeder die Hoffnungslosigkeit seines Berufes und seines Lebens im verbitterten Herzen. Weißt du es noch, Kamerad? Wo wir dies erlebten, als wir zum Spaten griffen:

„Als ich dem Leben fluchte,
Als ich mich selber suchte,
Als Sturmwind über Deutschland stand,
War er für meine leere Hand
Der letzte Fahnenstachel!“

Viele freilich verkündeten damals ihre politischen Überzeugungen, aber der Streit der verschiedenen Meinungen war immer wie unwirklich, alle Worte waren leer und fanden keinen Widerhall; und du und der und ich waren allein mitten unter den Kameraden mit dem Glauben an das Reich und seine unerhörte Zukunft. So war es; aber es war auch so: Unsere Arbeit inmitten der weiten, ruhigen Landschaft löste fast unmerklich die Unruhe unseres Seins, auf dem Marsch ordnete sich das Durcheinander der Einzelnen in den gleichen Schritt und Tritt der wachsenden Kameradschaft, und Tag um Tag wurde das Bewußtsein stärker, Pioniere der deutschen Zukunft zu sein, die als ein alle einigender Glaube immer tiefer in den Herzen eines jeden Macht gewann. Bis dann unser junger, heißer Wille die große Führung fand, bis dann aus den versprengten kleinen Haufen sich die Abteilungen, die Gruppen, die Gaue formierten und der nationalsozialistische Arbeitsdienst hineinmarschierte in das Dritte Reich, als das Pionierkorps des deutschen Sozialismus in das Deutschland der Arbeiter, Bauern und Soldaten.

Solche Erinnerungen stehen beim Klang der Spaten auf der Baustelle neben dir und dem nächsten Arbeitsmann, solche Gedanken ziehen mit beim Marsch durch die Heimat, wenn das Lied aufklingt und mit ihm der Glaube und der Wille der Arbeits Soldaten. Denn deswegen nannte ich diese Stunden unsere schönsten, weil wir hier überall voll Glück und Stolz spüren: das, was wir erlebten, als wir selbst den Spaten trugen, reift in unseren jungen Kameraden heran; die Nation erhält im Reichsarbeitsdienst ihr neues Gesicht, ihre nationalsozialistische Prägung. Unser hochgespannter Glaube an ein einiges Reich der Ehre und Arbeit wird Wirklichkeit.

Diese Gewißheit findest du unter den Arbeitsmännern immer von neuem bestätigt, wenn du in ihre Gesichter schaust, wenn du sie in ihrer Haltung beobachtest, beim Nachmittagsdienst und beim Feierabend. Sie werden andere Menschen in diesem halben Jahr, der neue Typ der Arbeitsmänner gewinnt in ihnen allen Gestalt. Was sie da singen, die Arbeitsmänner, ist zukunftsweisende Wirklichkeit:

„Unsere Lager und die Fahnen
Sind die neue Zeit,
Der wir eine Gasse bahnen
In die Ewigkeit.“

Jeder Besuch im Arbeitslager läßt diesen Stolz und diesen Willen in uns immer stärker aufklingen und ebenso werden die folgenden Blätter mit ihren Bildern und den Gedanken eines Arbeitsmannes jedem Leser mehr sein als eine Erinnerung; sie sind Aufruf an jeden, überall und immer ein Arbeitsmann zu sein, ein bescheidener, treuer Arbeiter am Werke des Führers. So werden wir nie dieses Buch unserer Erinnerung durchblättern können, ohne einen stillen Dank an unseren Reichsarbeitsführer Hierl, der unserem Glauben Gestalt gab und der dem deutschen Volke den Reichsarbeitsdienst schuf. Wir werden das Erinnerungsheft unseres Kameraden Rudolf Vater nie aus der Hand legen können ohne das schweigende Versprechen an den Führer:

Wir werden treu sein.

Hans Richter
Oberfeldmeister



Manchmal ist eine Stille in uns, so klar und rein, daß man unendlich lange darin verweilen möchte. Was gestern geschehen, geschieht noch einmal, alles ist bewußter und geordneter als vorher, ist sinnvoll und schön. Die Erinnerung malt das Bild unseres Lebens, zeigt uns, wie wir seine Äußerungen und Vorgänge verstehen.

Es gibt Zeiten des Lebens, die so mächtig sind, daß sie allem anderen, was vorher oder nachher war, die Farbe geben, daß sie überall wieder hervorbrechen, ohne daß wir uns verwundern. Oft bedarf es nur eines geringen Anstoßes, um das, was war, lebendig werden zu lassen. Dann erzählt man und findet kein Ende. Man erlebt, was man gelebt hat, und tritt ein in das Leuchtende und Glühende des eigenen Lebens. In diese Zeiten, die heute noch bestimmen, was ich mir wünsche, lieber Leser, will ich dich führen. Diese Schrift bezweckt nichts, sie will ein Buch der Erinnerung sein. Die im Arbeitsdienst standen, verstehen es, die nicht dabei waren, werden die Kraft und Gewalt dieser Zeit eines Lebens der Gemeinschaft ermessen.

Bevor wir aber in die Erinnerungen eintauchen, sei der Schluß gezogen, den bewußt oder unbewußt jeder zieht, und der seine ganze Einstellung einmal zum Arbeitsdienst, zum anderen zu seiner eigenen Dienstzeit bestimmt.

Das Leben im Arbeitsdienst bedurfte zunächst keines Urteiles, es verlangte Hingabe. Aus dieser Erkenntnis erwuchs die Gemeinschaft, deren zuerst oft mißverstandenes, dann aber heiliges, oberstes Gebot die Erfüllung der Kameradschaftspflicht war.

Unter jungen Menschen lebt der Frohsinn. Er bricht immer durch, wenn es auch noch so trübe und dunkel um einen ist. Wo alles noch so belanglos erscheint, hat das Geschehen einen Sinn im Lachen der Jugend, die ihr Leben und ihre ganze Umgebung nach unabänderlich eigenen Maßstäben und Gesichtspunkten mißt. Sogar das Gleichmaß der Tage wurde darin belebt, und beim Zurücksehen hat jeder Tag seinen Inhalt gehabt, der weniger verstanden als empfunden wurde. Ein Blick auf das Tagewerk bestätigt das.

Es begann in grauer Morgenstunde. Man erinnert sich, daß man zunächst auf den Bürger schimpfte, der zu diesem Zeitpunkt noch selig schlummerte. Man war dabei überzeugt, daß man sich nach seinem Austritt bestimmt nicht wieder in die Reihe jener Alltagsmenschen einreihen würde, denen die Gewohnheit allein der Maßstab alles Denkens und Handelns ist. Der Frühsport tat sein übriges. Er wischte mit einem etwas rauhen Tuch den Schlaf aus den Augenwinkeln und die Bewegung rüttelte so durcheinander, daß sich die Überzeugung durchsetzte: Der Tag beginnt.

Mit dem Waschen fing das an. Derjenige, der es mit dem Waschen wie mit der Benützung des Weihwassers hielt, kam nicht weit. Waschen ist eine Beschäftigung, die oben beginnt und nicht hinter den Ohren aufhört. Da ließ man das Wasser über den Körper laufen, spürte so recht den Weg, den es sich auf der Haut suchte und empfand noch einmal das Erwachen von Glied zu Glied. Jedoch man hatte keine Zeit, viel nachzudenken, sondern mußte sich eilen zum Frühstück zu kommen. Dann fand der Flaggengruß statt, der den Tag unter einen Gedanken stellte. Das nahm ihm die Alltäglichkeit, die man im gewöhnlichen Leben so oft empfindet.

Das Bestimmende im Arbeitsdienst ist die Baustelle. Sie ist zumeist das Neue, das zur Selbstkritik zwingt. Man ging das erstemal mit Gelächter an die Arbeit, fand aber bereits nach einer halben Stunde, daß die Arbeit alles andere als lächerlich war und einen sehr ernsten Charakter trug. Sie hat Beziehungen zu einer Verantwortung, in die man sich gemeinsam teilte, die einem als das Wesentliche und nach einigen Wochen endlich als das Eigentliche des ganzen Arbeitsdienstes erschienen ist.

Im Mittelpunkt ernsthafter Betrachtungen stand das Essen. Man entdeckte, daß es vom gewohnten völlig verschieden war, empfand aber zugleich, daß zum *Kohl dampf* auch ein anderes Essen gehört als zum *Hunger*. Die Arbeit machte mehr als hungrig, und man staunte oft, welche ungeheuren Mengen man vertilgen konnte.

Der Nachmittagsdienst ist nicht so verwunderlich. Er hat mehr Bekanntes. Die Formübungen erziehen zur soldatischen Haltung, der Dienstunterricht zum soldatischen Benehmen.

Der Sport hat seine besondere Aufgabe. Er ist zuerst eine Begütigung des Körpers, der durch die Umwandlung der Lebensweise etwas durcheinander gerät. Er bereitet für die Arbeit an der Baustelle vor, verhütet die Verbildung des Körpers und gleicht Berufsschäden aus. Er bedeutet in erster Linie also Leibeserziehung.

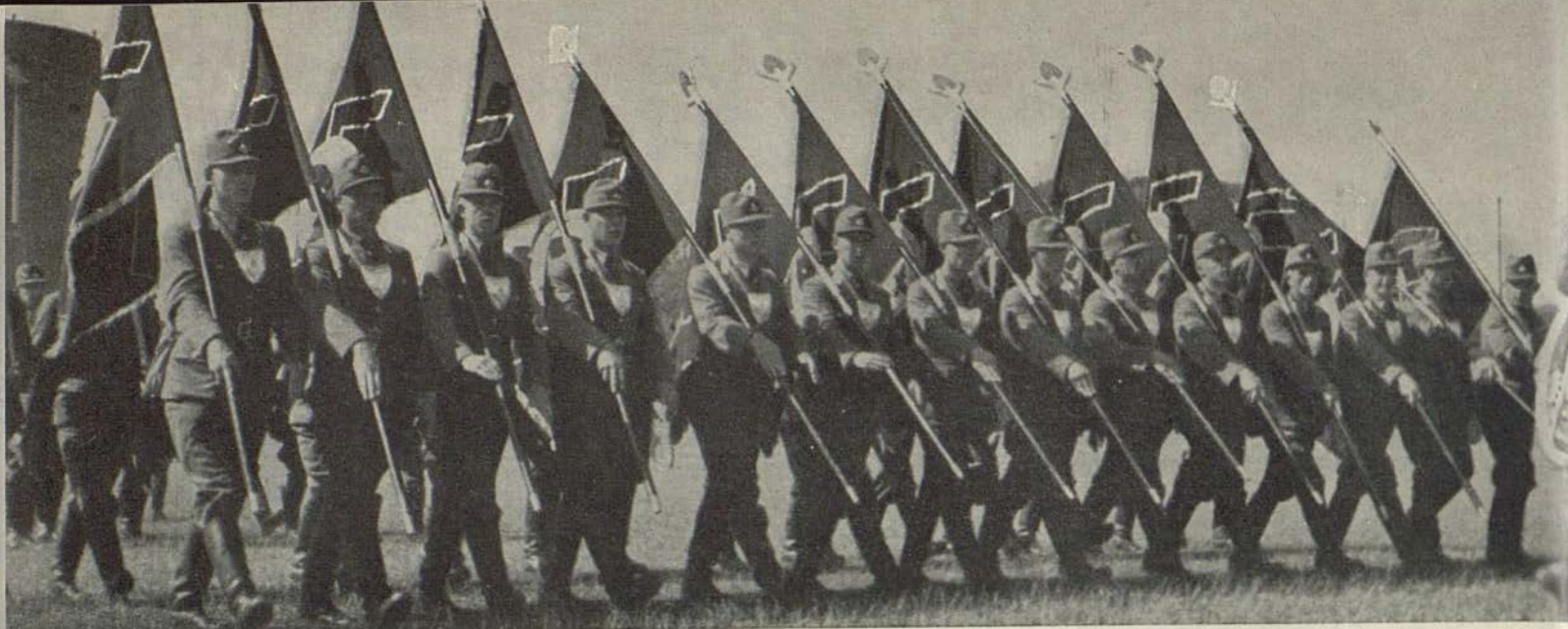
Der staatspolitische Unterricht ist elementar. Er ist eine Zusammenfassung alles dessen, was um einen vorgeht, was man lebt. Er gibt das Bewußtsein davon und weckt für alles Verständnis. Eine Methode dafür gibt es nicht. Sie erwächst von selbst aus dem Vertrauen vom Führer zur Gefolgschaft. Das ganz Einfache selbst bekommt dabei seine Gestalt in der Äußerung von Mann zu Mann. So bleibt der staatspolitische Unterricht die Zusammenfassung des Lebens in der Gemeinschaft, und das heißt eine Zusammenfassung aller nationalsozialistischen Aufgaben. Neben dem Vielen, was der Tag einer sich selbst verantwortlichen Gemeinschaft mit sich bringt, wie Fickstunde, Dienstunterricht, Reinigen der Unterkunft ist vor allem ein Bedeutsames zu nennen, das maßgebend ist für den oft genannten wichtigen Geist der Gemeinschaft: Die Feierabendgestaltung. Sie kann nicht bestritten werden von einzelnen, die ihrer Begabung wegen dazu ausersehen sind, sondern muß aus der Gemeinschaftsleistung erwachsen. Singen, Spielen, Sprechen, Musizieren, Basteln sind Beschäftigungen, die ohne den gemeinsamen Anreiz eines festen Zieles vergeblich bleiben. Sie haben Sinn und Gehalt, wenn auch der Einfachste unter den Beteiligten absehen kann, daß die Beschäftigung mit derlei Dingen ihm eine persönliche Genugtuung gibt, einmal in der reinen Freude, dabei zu sein, zum anderen in dem Wissen, daß seine Leistung der Gemeinschaft dient.

Man lebte. Erst die Vergangenheit gab die Klärung. Man sah. Und erst die Vergangenheit reizte zum gerechten und überlegten Urteil, dem voraus aber die lebendige, fröhliche Erinnerung steht, von der die Bilder und der kurze Text einen Eindruck vermitteln sollen.

Rudolf Vater



Wir schworen — denn wir glaubten an unseren Dienst. Wir versprachen — denn wir wußten um unsere Kraft. Wir hielten die Treue und fühlten, daß das eigentlich Große da ist, wo man allein auf sich selbst gestellt so handeln und tun muß, wie es das Herz verlangt.



Die Fahne . . . Sie wird der Marschkolonne vorangetragen und alle Leute grüßen sie. Wir aber marschieren und blicken auf das rote Tuch, das im Winde flattert und unser Zeichen trägt: Spaten und Ahre. Ab und zu lesen wir eine Geschichte vom Kampf um die Fahne, wo Männer das Letzte hergeben, um ihre Fahne zu retten. Und dann mußten wir uns fragen, ob wir das auch könnten. Diese Frage war die erste große Prüfung, die sich der Ernsthafte auferlegte. Er spürte zuerst, wie gering und voller Wenn und Aber sein Leben vorher war. Aber er ging mit Mut und Ernst in den Dienst an der Erde, der ihn schlicht werden ließ, ihm die Phrasen vom Munde nahm und ihm das sichere Gefühl der selbstverständlichen Ehrfurcht vor dem Symbol, vor der Fahne eingab.

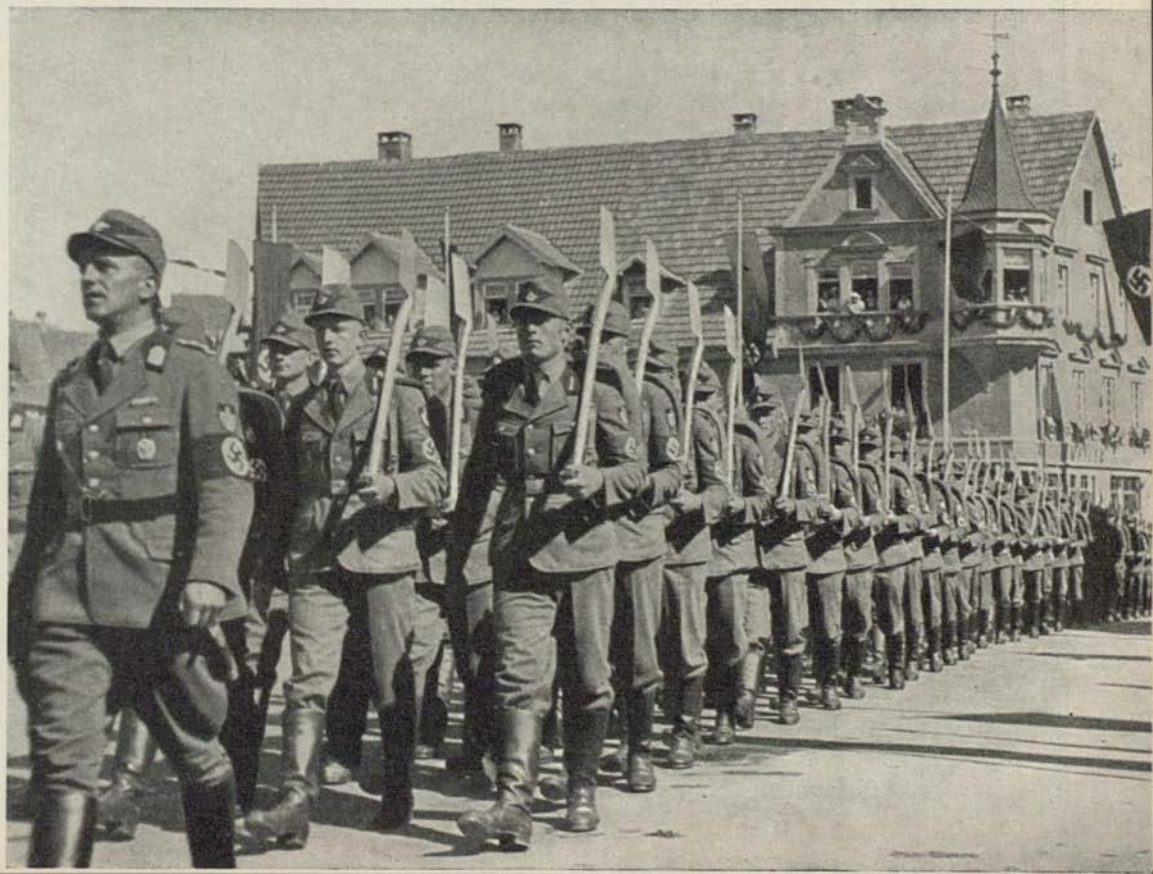


Der Spaten ist das Gewehr des Arbeitsmannes. Er muß blitzblank sein und in der Sonne funkeln wie ein silberner Schild. Viele Menschen verstehen nicht, daß der Arbeitsdienst mit einem Spaten marschiert. Sie haben nicht das Empfinden, das der junge Mann hatte, der in Reih und Glied mit leeren Händen ging und der fühlte, daß ihm etwas fehlte. Man hat ihm den Spaten gegeben, der für ihn Werkzeug und Symbol ist. Was verkörpert besser die Aufgabe des Arbeitsmannes im Krieg um Neuland als der Spaten? Der Spatenträger der Nation trägt die Last einer Verheißung für das Volk auf den Schultern, die Verheißung einer freieren, besseren Zukunft, in der die Brotfreiheit zur Tatsache geworden ist, und wo der Werktätige, an welchem Arbeitsplatz er auch stehen mag, die ihm gebührende Achtung erfährt.



Der Tornister saß auf den Rücken. Unsere Hände lagen auf den Spaten. In Habt-Acht-Stellung standen wir auf dem Platz und hörten die Rede des Führers. Da wurde es hell in uns. Der Führer sprach zu uns. Das war keine Mahnung im landläufigen Sinne, das war keine Aufforderung, wie man sie oft hört, das war ein Aufruf, der bis ins Innerste packte, der zwingend war, gegen den man machtlos war, dessen man nur mit Begeisterung Herr wurde. Die Gewalt einer Rede kann unendlich sein, wenn ein Berufener das Wort findet, das mehr ist als ein Wort, das zugleich eine Erfüllung menschlicher und vaterländischer Sehnsucht ist.

Ein Marsch durch das Städtchen war nicht nur für die Bevölkerung ein Ereignis, sondern in erster Linie für uns selbst. Man spürte die Kraft, die in dem hallenden Marschtritt lag, und in dem fröhlichen Lied, das von den Lippen flog. Der Spaten lag auf der Schulter. Straff nach vorn gerichtet war der Blick. Die Rechte war ausgestreckt. Man empfand, daß das ein Bild sein mußte, das herrlich war, das die Disziplin und den Ernst einer Jugend kundtat, die sich einer großen Idee verschrieben hatte.





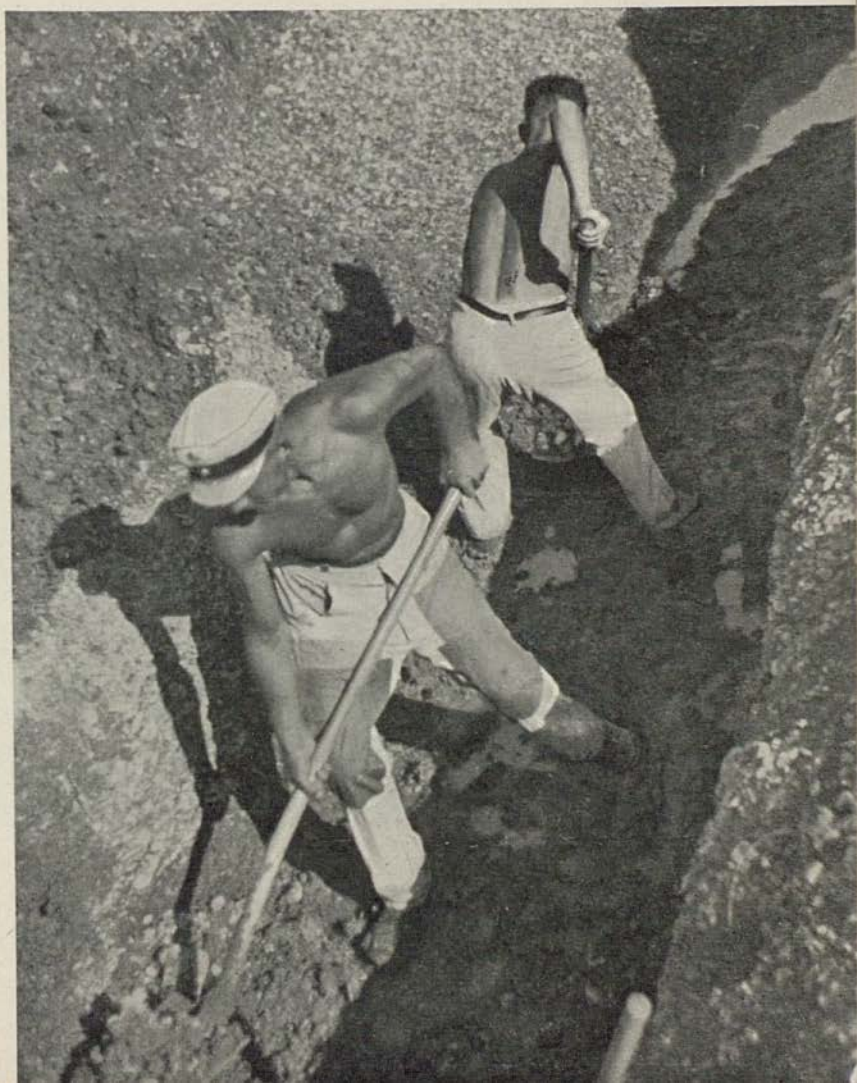


Unsere Baustelle nannten wir das weite Feld. Man sah darüber hin bis zu den flachen Hügeln am Horizont. Und wo man hinsah, da war Arbeit. Man ermaß den Segen, und er erschien so groß, daß man darüber erschüttert war. Wir haben das Land gesehen, wie der tückische Fluß seine Wasser darüber wälzte, wir sahen es, wie das erste Grün sproß, wie der Bauer mit dem Pflug die fettige Erde wendete und wie unsere Arbeit immer weiter fortschritt. Das weite Feld war uns zu einer Wohnung geworden. Wir kannten da jeden Fleck und sahen Unterschiede, wo der Vorübergehende nur Gleiches sah. So fühlten wir uns mit dem Land verbunden, und es tat sogar ein wenig weh, als wir da fortzogen, zurück in den Beruf, denn wir ließen Unvollendetes. Die nach uns kamen, vollendeten. Und heute ist da Ackerkrume, wo wir Ödland fanden. Macht das nicht stolz?



Ztäglich haben wir zwanzigmal die Lore gefüllt und sind damit zu Tal gefahren. Zwanzigmal schoben wir die Wagen wieder bergauf. Mit Kreide zeichneten wir am Wagen die Anzahl mit Strichen an. Nach dem achten Wagen war gewöhnlich Frühstückspause. So war die Lore unsere Uhr. Sie ging nicht immer richtig. Wenn es heiß war, ging sie nach, bei frischem Wetter vor. Wir hingen an diesen Wagen. Jeder hatte einen Namen erhalten, und es war uns nicht gleichgültig, ob wir mit der Anna oder der Maja fuhren, denn es war Ehrensache, zum Stammpersonal einer Lore zu gehören, wie es immer Ehrensache ist, ein Arbeiter zu sein, den man nicht von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz schickt, weil er allerorten und überall nichts taugt.

Der Graben war schattenlos und die Sonne brannte. Sie lähmte die Arme und trieb Schweiß auf die Haut. Schaufel um Schaufel flog über den Grabenrand. Man hatte es sich abgewöhnt zu denken. Man zählte die Schaufeln. Eins, zwei, drei, vier. Da holte man zweimal Luft und begann wieder von vorn. Die Zeit blieb nahezu stehen, wie die Sonne über einem blieb und brannte, brannte. Da war es oft ein belangloses Scherzwort, das aufrüttelte zum Bewußtsein und zum Lachen. Und erneut ging es fröhlicher zum Werke, das schneller zu Ende ging, wenn man ihm ein freundliches Gesicht zeigte.





Das war ein großes Wunder der Begegnung, wenn zwei Menschen zusammen arbeiteten, die ihr bisheriges Leben an ganz verschiedenartigen Posten zubrachten. Man erfuhr, daß die Welt des Kameraden meist ganz anders war, als man sie sich vorgestellt hatte, und erkannte zum erstenmal, welche Kraft von dem Worte „Kamerad“ ausgeht. Wie oft wurde das Wort leichtfertig und ungerechtfertigt hingeworfen. Wie oft ist das Wort nur eine Phrase. Hier aber empfand man seine Größe von der Tatsache her: „Du und ich, Kamerad, wir kommen von ganz verschiedenen Posten, und hier gibt man uns dieses eine gleiche, bindende Ziel, das uns auch später, wenn wir zurückgekehrt sein werden, zusammenhält: „Soldaten des Lebens zu sein“.

Auf unserer Baustelle stand eine Feldschmiede. Hell klang es von da zu uns in die Gräben herüber. Das war eine frische Musik, die zur Arbeit anreizte. Von da kam der Rhythmus, der irgendwie in unserer ganzen Arbeit drinlag. Wenn es bei der Feldschmiede still war, dann fehlte uns etwas. Ging aber das Klingen und Hämmern an, dann hielten wir im Schaufeln und Pickeln inne, spuckten in die Hände, und mit Schwung wurde die Erde aus den Gräben gehoben. Als die Feldschmiede auf eine andere Baustelle geholt wurde, klangen uns manchmal noch die Ohren von ihrem Klingen, und wir spürten den Rhythmus der Arbeit, den sie bei uns gelassen hatte.





Die Kameradschaft der Arbeit äußerte sich besonders bei der Gemeinschaftsleistung, denn hier wollte der eine vor dem andern bestehen.

Das Aufschlußreichste in der Gemeinschaft sind die Gesichter. Sie sind alle verschieden. Aber sie machen eine einheitliche Wandlung durch. Nicht daß sie typisiert werden. Aber die bräunende Sonne und das ganze Lagerleben gibt dem Gesicht einen Zug bei, der eindringlich ist. Man spricht soviel von dem Erlebnis im Arbeitsdienst. Hier zeichnet es sich ein. Es ist das Bewußtsein vom sieghaften, geadelten Leben. Man spricht nicht davon, aber man spürt es, man sucht es nicht auf den anderen Gesichtern, man weiß es dort. Es zeugt zunächst von dem gegenseitigen Vertrauen, an das man uneingeschränkt glaubt, trotz aller Anwürfe oder Vorbehalte, die der ewige Mörgler immer wieder macht.



Das war eine Freude, wenn die Pfeife des Baustellenführers zur Vesper rief. Dann legte man sich ins Gras, da am Rain, wo man so schön schräg an der Böschung liegen konnte, verzehrte sein Brot und verbrachte die übrige Zeit mit lustigem Scherzen, ernstem Gespräch oder besinnlicher Ruhe. Da konnte man ins Blaue sehen und alles um sich vergessen. Da dachte man oft an die Frühstückspause im Berufsleben, wo man zwischen Aktenbündeln oder Maschinen rasch sein Essen hinunterwürgte, um sich dann wieder in den Trott des Tageslaufes einzureihen. Und dann war man mit seinem Los restlos zufrieden.





Das Lachen war eine Notwendigkeit. Wir waren in unserem Tagewerk so angestrengt, daß wir es einfach nötig hatten. Aber es war ein anderes Lachen, wie man es sonst meist hörte. Nichts Hämisches, nichts Höhnisches, nichts Überlegenes, nichts Gezwungenes lag darin. Nicht, daß wir Engel waren. Aber offen waren wir zueinander, wie man es in einer Gemeinschaft ist, die ehrlich zueinander sein will. Es gab so viele Dinge zu belachen. Ein „Bürgerlicher“ hätte es oft belanglos befunden, was wir herzlich und dann meist ausdauernd belachten. Er kann sich eben, beschwert von allen Sorgen und Alltäglichkeiten, nicht vorstellen, was ein junger Mensch, der frisch und befreit vom Zwang des Vorurteiles ist, heiter findet.



Das ist der Schelm Jeremias, der immer lustig war und den Grämlichen einfach zum Lachen zwang. Es war der Kamerad, wie er sein sollte. Selbst hatte er es bisher im Leben nicht leicht gehabt. Aber sein unbefiegbarer Optimismus setzte sich über alles hinweg. Darin war er ein Vorbild. Er hat immer gewußt, dem Unangenehmen die beste Seite abzugewinnen, und wenn er einmal über die Stränge hieb — was auch sein muß, wenn man jung ist —, dann hat er mit Unbekümmertheit das auf sich genommen, was es ihm eintrug. Und trotzdem hatte er Haltung und ist nie zum Clown der anderen geworden. Solchen Jeremias gab es nicht nur einen, und sie waren immer die besten Kameraden.



Wenn man abgespannt und hungrig von der Baustelle kam, auf dem Marsch ins Lager das beliebte Klostlied „Horch wie der Magen knurrt, Kohldampf, Kohldampf“ sang, dann ahnte man schon den herrlichen Augenblick, wo es heißen würde „Gefegnete Mahlzeit, Kameraden“ und wo man dann über die Teller herfallen würde, bis sie blank waren. Man war manchmal über die ungeheuren Massen erstaunt, die man zu verzehren imstande war. Aber unser gefunder, angestrenzter Körper verlangte das. Und deshalb freute man sich seines Wohlergehens mit Genugtuung und war dazu erstaunt, wie gut und genügend auch eine Kost sein kann, die nicht in Mutters Küche hergestellt wurde.



„Links um!“ „Rechts um!“ Wie einfach hört sich das an. Und wie schwer ist es doch. Man spürte, wie man sich zusammenreißen mußte und wieviel einem noch fehlte, bis man Wendungen so ausführen konnte, daß es gut ausfiel. Es gab in der Anfangszeit genug Grübler unter uns, die über den Wert der Formübungen mißmutige Betrachtungen anstellten. Aber es dauerte meist nicht lange, da wußten sie von ihrem Wert. Und nicht selten hätten sie gern einem schlackfigen Burschen, der die Arme bis zu den Ellenbogen in den Hosentaschen hatte, zugerufen: „He, Krummstiefel. Haltung, Haltung!“

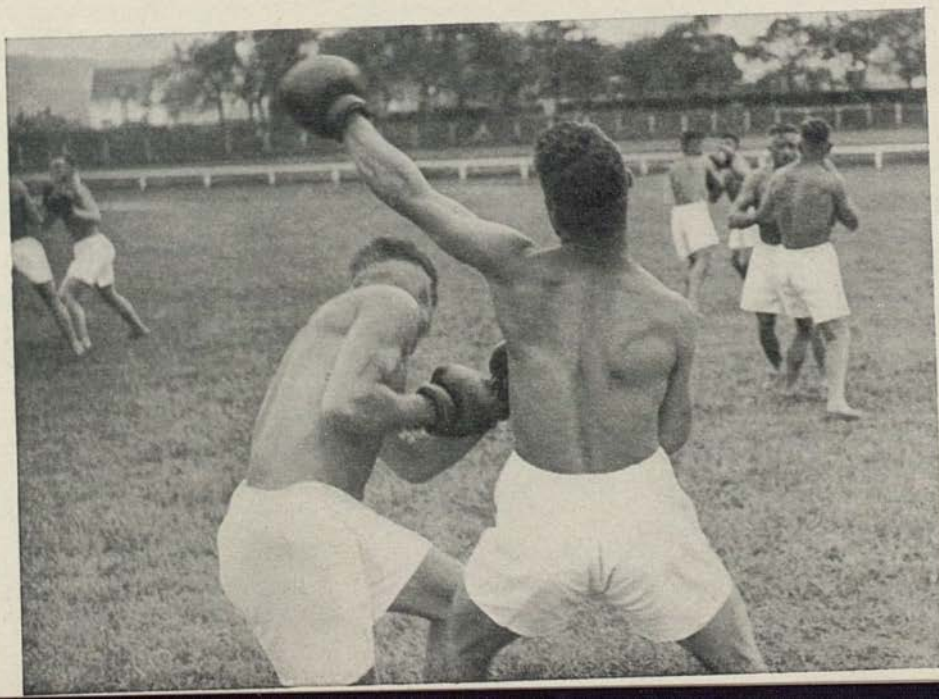


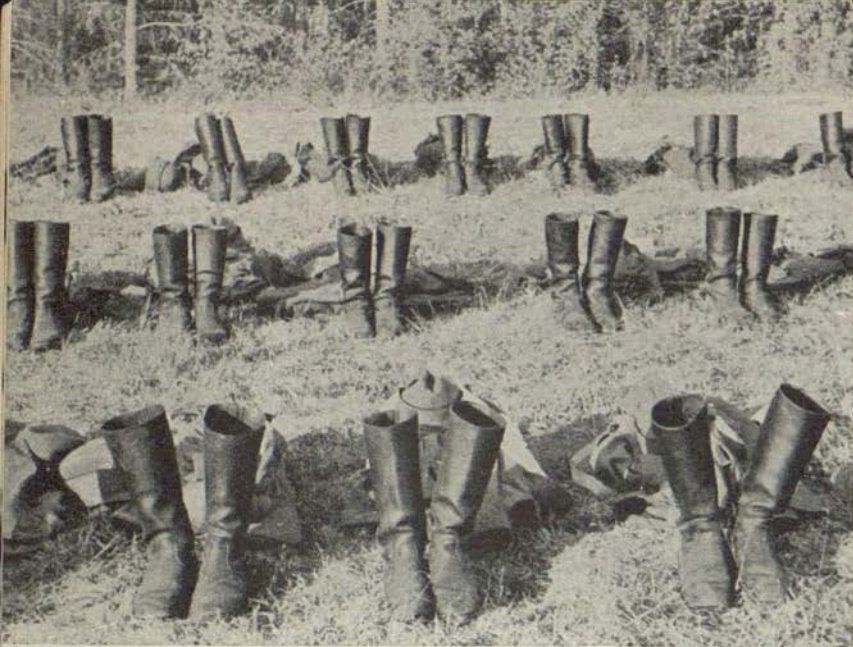


Die schwere Eisenkugel lag auf der Achsel. Wir marschierten zur Gymnastik. Eine Ziehharmonika stimmte an. Der Rhythmus ging in die Glieder. Wir warfen die Kugel hoch, fingen sie und gingen leicht in die Knie. Der Körper geriet in Schweiß, aber er fühlte sich befreit, man spürte nahezu die eigene Kraft wachsen. Und das machte Freude. Es war eine Entspannung, die durch den Körper ging, die man liebte, denn sie hatte nichts Weichliches an sich. Dann warfen wir die Kugeln über die Schulter. Das tat den Händen mit der Zeit etwas weh, aber davon sprach man nicht. Es war unwesentlich, denn nachher, wenn man unter der Brause stand und sich von Schweiß und Dreck reinwusch, empfand man so recht den Wert der Übungen.



Ein fröhliches Spiel äußert sich in seinen Wirkungen und Zielen oft zweckvoller als eine nur auf den Zweck gerichtete Tätigkeit. Hier gab die Freude eine besondere Genugtuung.





Wir sind auf dem Marsch. Es ist eine unerhörte Hitze. Der Schweiß kullert in Tropfen unter dem Mützenrand vor. Der Tornister ist schwer und der Spaten drückt. Da wird das Kommando zum Halten gegeben. Die Glieder der Marschkolonnen trennen sich in einem Abstand von drei Schritten. Man zieht die staubigen Sachen vom Leib und springt in den Weiher, der am Wege liegt, zu einem erfrischenden Bad. Sauber ausgerichtet stehen Stiefel da, und geordnet liegen die Kleider am Boden. Sogar hier äußert sich der Ordnungssinn, der den Arbeitsmännern Selbstverständlichkeit ist. Man spürt, das ist nicht kleinlich und engherzig. Nein, es ist fröhlich und lustig und kostet keine Anstrengung und macht einen guten Eindruck.



Es gibt Stunden, die das Letzte verlangen. Es brennt zu nächtlicher Zeit. Das Brandsignal hallt ins Lager. In kürzester Zeit wirft man sich die Kleider an, und im Lauffschritt geht es in die Nacht. Der Weg ist lang. Aber die Nachricht ist durchgedrungen: „Menschenleben in Gefahr.“ Das macht die Schritte länger und den Willen stärker. Ein Gehöft steht in Flammen. Mutige rennen ins brennende Haus, retten was zu retten ist. Kräftige werfen den Pumpenschwengel der Spritze auf und nieder. Flinke holen die Leute zusammen. Wasser-gefüllte Eimer wandern von Hand zu Hand. Der Eifer kennt keine Grenzen. Und wie alles vorbei ist, die letzte Flamme zurückfällt und die Glut in dem Fachwerk verkohlt, da sieht man sich lächelnd an: „Mensch, wir haben doch was geschafft.“ Und stolz und stramm marschieren die ins Lager zurück, die auf ihre Fahnen geschrieben haben: „Wir müssen füreinander da sein.“



Der Unterricht im Arbeitsdienst ist keine Fortsetzung der gewöhnlichen Schule. Der Lehrer stellt nicht Fragen, sondern er fordert zur Meinungsäußerung auf. So ist man zum selbständigen Denken gezwungen und fühlt sich als ein Mensch, der zu diesem oder jenem Punkt auch noch etwas zu sagen hat. Daß keine fruchtlose Debatte entsteht, die ziellos die Zeit ausfüllt, das ist die Aufgabe des Führers, der immer wieder auf das eigentliche Ziel des Unterrichts zu steuern wird. Das Eigentliche aber, das man in sich wachsen fühlte, war eine politische Sicherheit im Denken und Fühlen. Man fühlte, wie man politisch reif wurde und auf einmal klar sehen konnte.



Das Wort Feierabend hat einen friedlichen Klang, einen ganz besonderen aber im Arbeitsdienst. Während man im beruflichen Leben in den Feierabend als ein Mensch eintritt, der sich seine Zeit so einteilt, wie es ihm gefällt, ist man auch im Arbeitsdienst gezwungen, sich in eine Ordnung zu fügen. Das heißt, man läuft nicht voneinander, sondern gestaltet gemeinsam die Zeit. Im Anfang der Dienstzeit hielt man es nicht möglich, daß ein Gemeinschaftsfeierabend einem genügen könne. Aber der Wille überstieg jeden Zwang, und man fand zueinander, wie es die Kameradschaft erforderte. Die Kameradschaft zeigt sich oft erst dann, wenn es nicht notwendig ist, daß man füreinander einspringt, sondern der Trieb von einem selbst kommen muß: „Ich gehöre zu euch, und wir alle sind eins.“



Feiertag heißt nicht, daß man voneinander geht, jeder seine eigene Straße. Man kann den Tag gerade so im Kameradenkreise verleben. Da entdeckt man erst, was ein Feiertag sein kann. Ein Zeltlager in einem Eichenhain, der in einer sonntagsfriedlichen Landschaft liegt, das ist die Stätte, wo Jugend bei Lied und Spiel und ernstem Wort der Zeit einen Inhalt geben kann. Ein Sonntag, wo dieser Dienst angefeht wird, ist oft freier und schöner als ein Tag, wo man nicht weiß, wie man die Stunden zu Ende bringen soll. Wir haben das oft genug empfunden.





Es geht ein Lied durch unsre Reih'n, und das ist fröhlich und heiter. Das Lied ist unsere erste Zuflucht, wenn wir die Absicht haben, uns über Alltäglichkeiten hinwegzusetzen. Dabei sind es unsere eigenen Lieder. Sie sind manchmal leise vor Sehnsucht, manchmal laut und grell vor Tatendurst und wieder sanft und befreiend in abendlicher Landschaft. Auf dem Marsch dröhnt im Tritt das Lied straff und voll. Und immer wieder ist es das Lied, das Ausdruck des Gesamtwillens wird. Es ist nicht jedes und jedes Lied. Man findet das echte heraus und meidet den Sang, der nichts ist als belanglose Melodie und Reim. Aber ob das nun ein Landsknechtlied, ein Kampflied, ein altes Volkslied — immer wird es vom Herzen gesungen, und alle sind dabei.



Das heilige Wort ist herbe. Es ist keine Phrase und kein Schwulst. Es hat Inhalt. Gerade der Sprechchor ist das Ausdrucksmittel der Gemeinschaft, die auf sich selbst vertraut. Wenn die Stimmen dröhnen, dann schauert es einem vor der Gewalt des Wortes, und wenn klar und rein der Sprecher seine Mahnung zu den anderen hingerufen hat, dann fühlt man die Einheit im Denken und Wollen in der dumpf schweren Antwort des Chores, der brausender und lebendiger ist als das Rauschen der Bäume und Meere.



Wo wir uns finden,
 Wohl unter Linden
 Zur Abendzeit . . .

Das waren Feierstunden, wenn wir abends beieinander saßen, von der Welt und vom Leben erzählten, sangen und lasen. Es formte sich da eine Kulturgemeinschaft, die ohne jede Voraussetzung war. Hier wurde man befreit von der Last und Breite des Alltages. Da erfuhr man, daß das Leben nicht endet bei Arbeit und Mühsal, sondern daß es Stunden gibt, wo der Mensch seiner Sehnsucht Ausdruck gibt nach Offenem und Wahrhaftigem.



Manchmal ist man auch für sich allein. Da lehnt man am Bett und raucht eine Pfeife. Einer spielt mit seiner Handharmonika ein leises Lied. Ein paar summen mit. Das ist eine friedliche und gemütsvolle Stimmung, in der man auf einmal fühlt, daß sie so viele Vergnügungen ersetzen kann, von denen man sich früher nie zu trennen vermochte. Und so kommt man oft ins Erzählen. Der Faden reißt selten ab. Man entdeckt die Menschen um sich neu, denn nun gehen sie aus sich heraus, erzählen ihr Leben, das oft so unvermutet reich ist, daß man selbst beschämt wird. Man findet zueinander, berichtet von sich selbst und hat das sichere, unendlich befriedigende Gefühl, verstanden zu sein. Wächst nicht gerade in solchen Stunden die Kameradschaft?



Das Revierreinigen ist eine Beschäftigung, die zum Überlegen Gelegenheit gibt. Wenn man so gleichmäßig den Puzlumpen über den Boden zieht oder die auf den Hof gestellten Tische und Bänke abwäscht, dann fallen einem gewöhnlich alle die Dinge ein, mit denen man den kommenden Sonntag ausfüllen möchte. Man malt sich das alles in den herrlichsten, vollsten Farben aus und fällt schließlich aus allen Wolken, wenn durch Ansetzung eines Sonntagsdiensts alle Pläne zunichte werden.





Die Besichtigung ist die größte Genugtuung im Leben des Arbeitsmannes. Hier muß er bestehen und zeigen, daß er der Mann ist, der erfüllt hat, was von ihm verlangt wurde. In seiner ganzen Haltung, in seinem Auftreten muß er als Glied der Gemeinschaft erkennbar sein, die in jedem einzelnen ihre Verkörperung findet. Es bereitet eine hohe Freude, wenn man beim Ehrengriff des Spatens dem Führer in die Augen sehen darf, der einem ein halbes Jahr lang Vertrauen schenkte, der jetzt die Rechenschaft für dieses Vertrauen verlangt. Man gibt sie voller Stolz, denn man weiß, daß man bestehen wird.



Sewa, du und ich!



*Reinhold Mühlbauer, Gefreiter
4. Juni 1934 - 16. Oktober 1934
an 3/163 A.Z. Feldlazarett*

Das Buch der Erinnerung habe ich durchblättert und was mir dabei einfiel, gesagt, gerade so gesagt, wie es mir eben einfiel. Zum Schluß bleibt ein Blick auf einem Albumblatt hängen. Drei Bilder sind es und dabei steht: Sewa, du und ich. Ein ungesprochenes Wort, ein Wort, das sich die zwei nie gesagt haben werden, das aber da steht wie ein Versprechen.

Darin äußert sich das schönste Erlebnis im Arbeitsdienst, das der Kameradschaft, die aus dem „Du und ich“ bis zur Volksgemeinschaft emporgewachsen ist.

Die Fotos stammen von Holtmann,
Walz, Moch, Euler, Vater und aus
dem Archiv des Verlages

